

DIE SCHATULLE

Tagebücher sind mir seit jeher suspekt gewesen – zu buchhalterisch, zu kleinlich, wichtigtuerisch, egozentrisch, eine Nabelschau, auch wenn sie von Berühmtheiten, von Geistesgrößen oder Nobelpreisträgern stammen, zum Beispiel von Thomas Mann, der auch während des Exils an der Côte d’Azur und in den U.S.A. Tagebuch führte. Seine Eintragungen, mit denen er die politischen Ereignisse in Europa aus der Ferne kommentierte, habe ich vergessen, doch an gewisse Abschnitte erinnere ich mich und an meinen Abscheu beim Lesen: Er hat sogar seinen Stuhlgang minutiös kommentiert.

Anstatt ein Tagebuch zu führen, hatte ich mir angewöhnt, abends im Geiste eine Schatulle zu öffnen, um hineinzulegen, was mir vom endenden Tag in Erinnerung bleiben sollte. Nur gute Gedanken sammelte ich darin, damit sie nicht verloren gingen.

Auf Onkel Hermanns Kirschkommode stand eine reale Schatulle neben der Schale mit Rosenknospen, an denen ich manchmal roch, doch ich hatte sie schon lang nicht mehr geöffnet. Sie war aus exotischem Holz, mit Öl poliert, den Deckel zierte eine Einlegearbeit aus Messing, ein tanzender Elefant, von Herzchen umringt. Der Inhalt war ein Sammelsurium: Halbedelsteine lagen auf einem grauen Tüchlein, Tigerauge, Karneol, Calzit, ein Rosenquarz, geschliffen zu einem Wachtelei, ein Bergkristall und ein daumengroßer roher Amethyst, das einzige Andenken von meiner Großmutter väterlicherseits, außerdem ein Stanitzel mit Vogelfedern und eine Kauri-Muschel, ein Bröcklein Vulkangesteins, eine irische Briefmarke, die ein Rotkehlchen zeigt, und eine Mini-Taschenbuch mit Westphals Kurzgeschichte „Der verlorene Verstand“ auf Englisch und Deutsch. Auch ein Rosenkranz aus Holzperlen lag darin, dem Kreuzchen fehlte der halbe Querbalken.

Früher einmal waren mir die Dinge wichtig gewesen. Ich hänge nicht mehr daran, der Grund, warum sie mir etwas bedeutet hatten, war nur mir bekannt, nie hätten sie diese Bedeutung für jemanden anderen haben können. Die Spuren meiner Berührungen waren verschwunden. Liebgewonnes soll man nicht aufheben, bis es einem nichts mehr sagt, man sollte es verschenken, dachte ich, damit es jemandem Freude macht und wieder lebendig wird und eine neue Geschichte beginnen kann. Lagen sie zu lange unberührt, waren sie tot. Ohne die Erinnerungen waren alle Gegenstände gleichwertig, sie repräsentierten nur sich selbst und unterschieden sich in Material, Form und Größe, das Äußere war da, das Innere fehlte. Die Intimitäten machen sie zu etwas Besonderem. Aber weitergeben kann man das Besondere nicht. Weitergeben kann man nur das Ding an sich.

Die Großmutter mit dem Gebetbuch, das sie begleitete, die Großmutter mit den drei Schlüsseln. Der kleinste fiel aus dem Gebetbuch, als wir nach ihrem Tod die Kammer aufräumten. Sie glaubte sich verfolgt, jeden, der ihr nahe kam, verdächtigte sie, nur mich nicht. Wollte sie mir etwas zeigen, verwendete sie die drei Schlüssel: Der große sperrte die Tür zur Kammer, der mittlere die Truhe, der kleinste passte ins Schloss einer Blechdose. Ich besuchte sie im Ursulinenheim, einem dreistöckigen Haus mit feuchten Mauern in der nahen Stadt Schwaz. Es wandte dem Inn seine schmale Seite zu und war seit Jahrhunderten baulich kaum verändert worden. Auch der Eingang war versteckt, eine bemooste Leibung in den Mauersteinen mit einer kleinen Tür in der großen, durch die man gebückt und einzeln eintrat. Im Gewölbe des Ganges war es finster und es roch wie in einer Erdhöhle, zuhinterst begann eine steile Wendeltreppe mit abgetretenen Stufen, von oben kam schummriges Licht. Die Insassen verließen selten das Haus. Kam ich zu Besuch, wurde ich zuerst mit Weihwasser besprengt und bekreuzigt und musste dann Kompott oder

Grießbrei löffeln. Den Löffel entnahm die Großmutter der Tischlade, er wurde in einen Lappen gewickelt aufbewahrt. Sein Rand war scharf, das Silber fleckig. Mir grauste davor und doch schluckte ich brav, was sie mir, der Enkelin, zuge-dacht hatte. Den ersten Schluck Wein meines Lebens kre-denzte mir die Großmutter, in ein Wasserglas goss sie mit zittriger Hand drei Finger breit roten Wein aus Südtirol.

Ein Bild sehe ich vor mir: Die unförmige Gestalt einer Frau in Schwarz und, gleich groß wie sie, mich, die Fünf-zehnjährige, im gelb-weiß gestreiften Sommerkleid, wie wir zwischen wehenden Laken auf dem luftigen Altan sitzen, dem Wäscheplatz der Nonnen, die das Altenheim führen. Wir schauen dem Fluss beim Fließen zu. Es ist Nachmittag, Anfang Juni, Hochwasserzeit, der Inn ist grau, nicht grün. Ich bin im Auftrag des Vaters mit dem Rad zu ihr gefahren, über Schloss Tratzberg und Stans, für die Rückfahrt werde ich die Dörferlinie über Buch und St. Margarethen nehmen. Plötzlich greift sie nach meiner Hand und führt mich zur Kammertür. Sie habe etwas für mich. Blind folge ich ihr aus der Sonne in den jähren Schatten. Säuerlicher Geruch schlägt mir entgegen, er durchzieht das ganze Haus, dumpf riecht es bei den ver-gessenen, vernachlässigten Menschen. Ich habe ihn noch heute in der Nase.

Der Blechdose hat sie dann den Amethyst entnommen und mir gegeben. Dazu murmelte sie etwas in der Sprache ihrer Vergangenheit, die ich nicht verstand. Die Sprache der Kindheit ist ein Schatz, sagte mir später mein Vater, ihr einziger Sohn nach sieben Töchtern, und erklärte mir damit das Murmeln seiner Mutter: Um diese Sprache zu hören, muss sie mit sich selbst sprechen, denn niemand anderer sagt ein ladinisches Wort zu ihr, seit sie in Nord-tirol lebt. So erzählte Großmutter sich die Geschichten, die sie nicht vergessen wollte, immer wieder selbst. Und mir erzählte sie vielleicht vom Fundort des violetten Steins in den Dolomiten, wo sie aufgewachsen war, in einem Seiten-

tal des Badía, dem einsam gelegenen Enneberg, ladinisch Maró. Vielleicht erzählte sie mir eine Sage von den Fanes-Frauen, von denen ich erst als Erwachsene erfuhr. Ich erin-nere mich an ein Wort: Dolasilla. Ein Name? Gab sie mir diesen Namen? Und was bedeutete wohl: Son na fia arban-donèda, e no se per ke reson.

Der Amethyst bewahrt noch immer sein Geheimnis: was er der Großmutter bedeutet hat. Eine zweite Bedeu-tung bekam er durch meine Erinnerung an die Großmutter. Der Tag, an dem sie ihn in meine Hand legte, bleibt in meinem Kopf bewahrt wie der Stein in der Schatulle. Sie ist bald danach gestorben. Ihr Name steht wie etwas Frem-des auf dem Grabstein der Familie ihrer Schwiegertochter.

Ich hatte meine Schatulle beim Übersiedeln in die Waldvilla mitgenommen, ohne nachzuschauen, was darin klapperte. Ich hätte mich davon befreien sollen, dachte ich jetzt, sie einfach zurücklassen, zufällig verlieren, um mehr Raum zu haben. Seltsam, Dinge, die so lange schon zu mir gehörten, bewahrte ich auf, andere aber, Geschenke vor allem, Geschenke vom Apotheker, hatte ich in der Caritassammelstelle für den Flohmarkt abgegeben. Weg mit dem Ballast!

Und wem hätte ich nun etwas schenken können? Wenn es noch einmal einen Menschen geben sollte, der Geschenke von mir annehmen würde, wollte ich großzügig sein.

Dachte ich vor dem Einschlafen an den vergangenen Tag, fiel mir nicht immer das ein, was wert war, aufbewahrt zu werden. Meine Tage verliefen vorhersehbar und ein-tönig, nur das Wetter brachte Abwechslung. Ich verrich-tete alles mechanisch, und was mir früher bemerkenswert erschienen war, hatte den Reiz verloren und war alltäglich geworden, vieles eine Last wegen meiner beginnenden Gebrechlichkeit. Freude verspürte ich immer seltener.

Man möchte sich dazu zwingen, das kleine Glück im Gewohnten zu finden und dafür dankbar zu sein. Aber durch Zwang entsteht keine Freude. War es möglich, dass

das Glück aus nichts anderem bestand als aus einem Gefühl der Dankbarkeit gegenüber dem Leben? Gegenüber dem Zufall? Oft war ich blind und taub und erkannte nicht, dass mir etwas geglückt war, wofür ich dankbar sein sollte: dass ich im Einklang mit der Umgebung lebte. Das genügte. Hätte es nur jemanden gegeben, der mich darauf hinwies, wie begünstigt ich war! So aber blieb die geistige Schatulle meist ungeöffnet wie die wirkliche im Regal. Nichts klappte darin. Ich hatte keinen guten Gedanken gedacht. Morgen, dachte ich, morgen werde ich aufmerksamer sein.

Erwachte ich, versuchte ich vergeblich, mich an einen Traum zu erinnern, und fand mich bestätigt durch einen Vers im Lyrischen Kalender: Der blaue Himmel / über dem Rand der Fichtenwipfel / löscht die Träume der Nacht / spurlos aus meinem Gedächtnis.

Ja, auch mein Himmel war blau und Fichten standen in der Nähe meines Hauses. Der Dichter ging durch denselben Wald wie ich und er hatte dem Vers noch ein Wort angefügt: Vermeintlich.

Bleiben Träume bewahrt? Und Gedanken? An einem unbekanntem Ort, unerreichbar für das Bewusstsein, so wie alles, was einmal gesagt ist, wiederkehren kann, wenn nicht im Wachen, dann im Halbschlaf oder im Traum? Nichts geht verloren. War das vorstellbar? Mit Grübeln verstrich so mancher Tag.

Im ersten Frühling am Sauwald hatte ich ein Gartentagebuch zu schreiben versucht und ein paar Wochen durchgehalten, ehe ich aufgab. Wem sollte das nützen? Die Pflanzen wuchsen draußen und kümmerten sich nicht um das, was ich, eine Amateurin, der es an Erfahrung und an Fachausdrücken mangelte, über sie schrieb. Jedes Jahr würde neues Wachstum bringen, nie wieder würde ich meine Eintragungen lesen, denn jeder neue Frühling ließ den vorigen vergessen. Vergleiche anzustellen war müßig. Ich strebte keine Erfolge an. Es war klüger und vor allem gesünder, die Zeit im Garten zu verbringen.

Auch das Vorhaben, mein Innenleben bis ins Detail zu zerpfücken und schriftlich festzuhalten, machte mich missmutig. Selbstverständliches wurde dadurch in Frage gestellt. Weck den schlafenden Drachen nicht, hatte ich irgendwo gelesen. Mein Drache, woraus bestand er? Aus abgestorbenen Gefühlen? Die ließ man am besten in der Drachenhöhle vermodern. Ein hässlicher Haufen, glanz- und leblos. Trotzdem versuchte ich immer von Neuem, meine Gedanken auf dem Papier zu ordnen, auch in Briefform. Ich schrieb Briefe an meine Schwester Charlotte, die ich nicht abschickte. Etliche Male hatte ich bereits das Kuvert beschriftet und zerriss es dann mitsamt dem Briefbogen. Lotte hätte meine Unruhe nicht nachvollziehen können und sich gefragt, wieso ich mich vor ihr, der verheirateten Frau, rechtfertigen wollte, zum Schluss hätte ich mich geschämt, sie damit belästigt zu haben.

Was willst du, hätte sie zurückgeschrieben, du hast dich so entschieden, es ist dein Leben, das du gewählt hast. Nur du allein kannst es ändern. Nein, so würde sich meine Schwester nicht ausgedrückt haben, dachte ich. Sie würde mir von Bari, der süditalienischen Stadt, erzählen, die zu ihrer Heimatstadt geworden ist, und von den Kindern und deren Entwicklung und mich damit trösten, dass es in jeder Familie Sorgen gebe und niemand von Kummer verschont bleibe. Charlotte, dachte ich, sah wie ihr Mann Bruno in den vier Kindern den Sinn des Lebens, die beiden waren überzeugt, dass durch die Gründung einer Familie das Rad in Bewegung blieb und dass dadurch Großes und Notwendiges geschah. Das Ehepaar verkörperte in meinen Augen die Normalität, die Gesundheit, es garantierte den Fortbestand der Welt. Manchmal beschlich mich der Gedanke, dass es eine Illusion sein könnte, wenn ich die Schwester und ihre Familie zum unerreichbaren Idealbild machte, sie hatte sich mir nie anvertraut. Vielleicht würde ein Brief von ihr ganz anderen Inhalts sein und mir ein Drama der

Eifersucht, der Unterdrückung oder ein langes Leiden in Duldsamkeit eröffnen?

Ich unternahm nichts, um dem Ideal näherzukommen, als das ich mir Charlottes Leben in Bari vorstellte. Hatte ich, die Kinderlose, diesem Ideal etwas entgegenzuhalten? Meinen ungeschickten Versuch, der Vergangenheit eine schriftliche Form zu geben? Nein, das war niemandem zuzumuten. Ich hörte auf, über meine Zeit in der Waldvilla zu schreiben, sie war es nicht wert, dokumentiert zu werden, bedeutsam war sie nur für mich selbst. Für jeden Menschen wird aus der Gegenwart ohne sein Zutun Vergangenheit. Unaufhaltsam arbeitet das Mahlwerk der Zeit.

Davon zu schreiben, was lange schon zurücklag, hatte mir auch nicht geholfen. Geholfen hatten mir die Gespräche. Dass ich immer nur für kurze Zeit einen Gesprächspartner hatte, lag wohl an mir.

Wer seine Gedanken aufschreibt, verändert sie. Das verstand ich erst, nachdem ich meinen abgebrochenen Bericht in einem Stück gelesen hatte. Eine halbe Nacht saß ich aufrecht im Bett und las Seite um Seite, legte Blatt auf Blatt. Ich entdeckte in den Aufschreibungen eine andere, eine verwandelte Vergangenheit und staunte. So ist das also, dachte ich, sobald ich die Gedanken in grammatikalisch korrekten Sätzen formuliert habe, sind sie zu etwas Konstruiertem geworden, zu etwas außerhalb meines Kopfes, es sind Wörter auf Papier, etwas Fremdes. Dadurch veränderte ich die Vergangenheit, ja, es geht gar nicht anders, ich muss sie verändern, weil es die Worte nicht gibt, die genau das ausdrücken, was im Gedächtnis gespeichert ist. Sollte es sie dennoch geben, haben sie sich mir verweigert.

Schreiben wird immer nur eine Annäherung sein können, ein Experiment, das man unternimmt, um etwas im Nachhinein zu verstehen. Jedem, der schreibt, wird es ähnlich ergehen. Man findet Worte, die in diesem einen Augenblick passen, aber man kann nie sicher sein, ob sie auch noch morgen passen. Man moduliert, man fabuliert.

So entsteht eine vergangene Wirklichkeit, die eine künstliche ist, man könnte sagen eine trügerische, verlogene, denn die Vielfalt wird schriftlich reduziert auf eine Sichtweise, die insofern eine Lüge, eine Täuschung ist. Ich täusche zuerst mich und dann alle anderen. Schreibend habe ich eine neue Version konstruiert, mit der ich leichter leben, hinter der ich mich verbergen kann. Mit Erklärungen versuche ich mich zu entschuldigen. Entschuldigt will ich sein, die Schuld soll mir abgenommen werden.

Im Gespräch dagegen, vorausgesetzt es bliebe nicht nur bei einem Reden an der Oberfläche, gibt man dem Impuls des Augenblicks nach und zögert nicht und kommt damit der Wahrheit näher. Man sucht nicht nach Worten, man nimmt spontan die, welche sich gerade anbieten, in den Mund und spricht sie aus. Und Worte kann man nicht zurücknehmen, wenn sie einmal ausgesprochen sind. Ich bin verantwortlich dafür und muss zu ihnen stehen und mich ihrer Wirkung stellen.

Jeder Dialog ist eine Herausforderung. Der Sprechende schaut seinem Gegenüber in die Augen. Er hört nicht nur die Sprache, er nimmt die ganze Person wahr, Mimik, Haltung, die begleitenden Bewegungen, auch die kleinsten, die Botschaften sind, die unwillkürlich gegeben werden, und beide atmen dieselbe Luft und reagieren aufeinander. Der Schreibende dagegen schaut auf seinen Stift und aufs Papier oder auf die Tastatur, auf den Bildschirm, sieht Zeilen und Abstände. Sein Gegenüber ist unsichtbar und existiert nur in der Phantasie, dadurch hat der Schreibende größere Freiheit, ihm ist alles erlaubt, er steht nicht unter Beobachtung, kann abdriften und Umwege gehen, er kann sich sogar rückwärts bewegen, wenn er will, und die Gesetze der Zeit aufheben. Er könnte sich tot schreiben und aus dem Sarg heraus sprechen.

Nun hat er sich beliebig oft korrigiert, er hat durchgestrichen, gelöscht, ein Wort durch ein anderes ersetzt, er modifiziert den Text, solange er Kraft und Ausdauer besitzt.

Wenn er erschöpft ist, sind alle Zweifel unwichtig geworden und er findet sich damit ab, dass er wahrscheinlich Fehler gemacht hat, doch er ist überzeugt, dass er sein Möglichstes getan hat. Das Ergebnis steht. Die Geschichte ist erzählt. Und es ist nie die Wahrheit. Es kann nie die Wahrheit sein, weil es so viele Wahrheiten gibt wie Menschen auf der Welt. Und manche besitzen mehrere. Gäbe es ein Wesen, das die eine, die absolute Wahrheit besäße, müsste es göttlich sein, oder nicht?

In solche Überlegungen verstieg ich mich, aber ich hätte sie aussprechen und jemand hätte mir widersprechen müssen. Oder zustimmen. Wie sehr fehlte mir die Konfrontation mit anderem Denken!

Ich habe meine Aufzeichnungen nicht zerrissen und nicht verbrannt, sondern in eine Schublade gelegt zu anderen Dingen aus der Vergangenheit, die verstummt sind, weil sie nicht mehr gebraucht werden und hier wie in einem Grab liegen. Sodann beschloss ich, die Geschichte nicht mehr anzurühren: In der Lade liegt meine erfundene Vergangenheit. Sie tut keinem weh. Und sie wartet nicht auf die Auferstehung.

Aber ich selbst wollte nicht länger stumm sein. Ich wollte reden. Der innere Dialog, in Wahrheit ein aufgespalteter Monolog, ist etwas, was unter der Schädeldecke vor sich geht, ein lautloses Frage- und Antwortspiel. Als spielte man gegen sich selbst Schach, Gewinner und Verlierer in einer Person. Barg diese Art zu spielen nicht die Gefahr, dass man den Bezug zur Realität verlor?

Die Schweigsamkeit fraß mich auf. Ich bekam Panikattacken, aufsteigende Ängste, die unerklärlich waren und Herzerasen verursachten. Sang ich, um das Schweigen zu unterbrechen, wurde ich rührselig und schlapp. Musik löste etwas in meinem Inneren und lockte Tränen hervor. Würde ich anfangen, mit den Pflanzen zu sprechen, wäre das der Beginn vom Irresein? Melancholie, die Krankheit der Seele, saugt aus und macht kraftlos. Die Melancholie ist ein Vampir.

Einen unverbrauchten Gesprächspartner wünschte ich mir, bei dem ich von Anfang an erzählen durfte, ohne Einschränkungen. Ich erinnerte mich an die Gespräche mit dem Bildhauer, dessen Freundschaft mir abhandengekommen war, durch meine Schuld, was ich mir nicht verzieh. Nachzuforschen, wie es ihm jetzt ging und ob er mich vermisste, hatte ich nicht gewagt. Vielleicht bin ich zu hartes Holz für Eduard gewesen, dachte ich, und er hat mich, den kantigen Rohling, aufgegeben. So große Mühe wollte er nicht für ein Werkstück aufwenden, ohne die Gewissheit, dass es sich lohnte. Warum war ich nicht ein wenig weicher gewesen? Vielleicht hätte er an mir gearbeitet, mit Umsicht und Sanftmut, mit Liebe? Ja, auch mit Liebe, schälend, schabend und glättend, und ich wäre unter seinen Händen vollkommen geworden, eine Frau, wie ich sie immer zu sein wünschte. Aus der Sünderin eine Heilige. Zuerst lebendig in seiner Gegenwart und dann für ewig in einer schützenden Nische bewahrt. Unsterbliche Geliebte. Vielleicht mit Blüten in den Händen. Mit einer Lilie. Oder mit einem Apfel. Wie schön etwas sein kann, was man versäumt hat!

Ich erinnerte mich auch an die Sommergespräche im Garten mit Hans, der mir von Apfelbäumen und großartigen Plänen erzählt und sein Wissen vor mir ausgebreitet hatte wie ein Pfau das Rad schlägt. Und ich hatte ihn nicht gebührend bewundert, sondern sein Bemühen für selbstverständlich gehalten und ihn sogar verachtet, ihn als alten Esel gesehen. Ich hatte ihn einmal herausgefordert und dann lächerlich gemacht, anstatt wie die kluge Titania sein ruppiges graues Fell und auch das, was sich darunter befand, zu streicheln. Im Nachhinein vermisste ich ihn und die dicken Bestellkataloge und die Rollen mit Zeichnungen von Erkern und Veranden. Zumindest Glashaus und Windfang waren Wirklichkeit geworden und erinnerten mich an ihn. Es war noch immer so, als wohnte er nebenan und könnte jederzeit pfeifend daherkommen, den Werkzeugkasten geschultert, auf zu neuen Taten!

Ich sehnte mich nach Menschen, die mir mit ihren Worten Gedanken schenkten, ich war hungrig und durstig danach, brauchte sie dringend wie Wasser und Nahrung, Lebensmittel, Mittel zum Leben, zum Überleben. Selbst die paar Worte nährten mich, die ich mit dem Pfarrer wechselte, der seit letztem Herbst drunten im Tal wohnte, allein wie ich. Marianne hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht. Er sei ein Einzelgänger, hatte sie gesagt. Kein Wunder, wer will schon mit so einem zu tun haben? Jetzt muss er sich den Haushalt selber führen, er hat keine Köchin mehr.

Ich stellte die Milchkanne ab, weil ich mehr erfahren wollte, und kniete mich ins Gras, um Mariannes Katze zu streicheln. Das tat ich jedes Mal, wenn sie sich mir näherte, und hatte ich einmal damit angefangen, konnte ich nicht genug kriegen. Es war, als würde meine Hand angezogen, als verführte mich der geschmeidige Katzenkörper dazu, ihn zu berühren. Wenn sie sich schnurrend anschmiegte und zu mir aufschaute, wurde mir bewusst, dass sie eine Katze war und ich ein Mensch. Ich lächelte sie an, und auch wenn sie nicht zurücklächeln konnte – indem sie meine streichelnde Hand duldete, sagte sie mir etwas, und in ihren Augen sah ich ein Wissen, das mir geheimnisvoll zu sein schien und sich mir nie erschließen würde.

Zärtlichkeit zu geben tat wohl. Niemandem sonst gab ich Zärtlichkeit, die Katze nahm sie an und forderte mich auf, ihr mehr und immer noch mehr zu geben, sie war unersättlich, wie ich es früher gewesen war, auch ich hatte mehr und mehr haben wollen in meiner Gier. Weißt du noch, dachte ich, du warst ein Nimmersatt und hast dich nicht dafür geschämt! Um durch die Zärtlichkeiten eines Mannes Lust zu erleben, hast du dich gängeln lassen.

Ich kralte der Katze die Kehle, strich vorsichtig über ihren weichen Bauch, hob sie hoch und roch an ihr und wiegte sie in den Armen wie ein Kind, und die Zärtlichkeit strömte in mich zurück. Bescheiden war ich geworden. Ein Tier zu liebkosen, machte mich zufrieden.

Sie geht nicht jedem zu, sagte Marianne, dich mag sie.

Manchmal begleitete mich die Katze ein Stück des Heimwegs und blieb erst zurück, wenn ich meine Gartenpforte öffnete. Des Nachts strich sie um die Hausmauern.

Ich war früher oft an dem Auszugshäusl vorbeigegangen, und Anfang Mai hatte ich den üppig blühenden Fliebler bewundert, jetzt wohnte also jemand darin, der nicht abgeneigt schien, mit mir Bekanntschaft zu schließen. Mir kam vor, als hielte der Einsiedler nach mir Ausschau, weil ich ihn meist im Freien antraf, wenn ich den Weg ins Tal nahm, was ich immer öfter und absichtlich zu verschiedenen Tageszeiten tat. Eine verwandte Seele, der nichts an guten Beziehungen in der Nachbarschaft liegt, die bei mir jedoch eine Ausnahme macht, redete ich mir ein und fühlte mich im Weitergehen auf angenehme Weise beachtet, fast ein bisschen geehrt.

Spürte ich da ein Kribbeln im Nacken? War das sein Blick? Ich war aufgeregt, wenn ich ihn sah, und das wenige, was er zu mir sagte, gefiel mir. Gewissenhaft legte er sich jeden Satz zurecht, als könne er dafür zur Rechenschaft gezogen werden. Ein Minimum an sozialem Kontakt brauche wohl jeder Mensch, so hatte er sich einmal ausgedrückt. Das ist wahr, hatte ich geantwortet, und dieses Minimum haben wir zwei hier auf der Hauswiese, und er daraufhin, rascher als sonst: Sollen wir uns damit zufrieden geben?

Wie es wäre, sich noch einmal zu verlieben – darüber dachte ich nach, seit ich dem Mann zum ersten Mal begegnet war. Unter welchen Voraussetzungen verliebt man sich? Es ist ein komplizierter Vorgang, wenn man nicht mehr jung und deshalb nicht mehr fähig ist, einfach hinzunehmen, dass es geschieht, und innerlich vor Glück zu tanzen.

Einesteils fürchtet man, abgelehnt zu werden, zum anderen hofft man, dass das nicht der Fall ist. Man kann nicht begründen, worin die Anziehung besteht, die ein Mensch ausübt, und ahnt ja nur, wie man selbst auf ihn wirkt. Außerdem ist da etwas Unerklärliches tief im

Inneren, das einem einflüstert, dass Liebe möglich wäre. So wie Wunder möglich sind. Alle Verliebten sind wundergläubig. Und ihr Alter ist bedeutungslos. Verliebt zu sein heißt, in einem Ausnahmezustand zu leben. Gibt es Engel der Liebe? Können sie fliegen? Ach, schweben auf jeden Fall! Ohne die Engelsgläubigkeit zu leben wäre traurig, ein engelfreies Dasein nicht zu ertragen, genauso wenig wie eines ohne Hoffnung.

Wenn ich meinen Spaziergang fortsetzte, blickte er mir nach, das wusste ich, seit ich mich einmal umgewandt und ihn dabei ertappt hatte. Bleib du, wo du bist, beschwor ich ihn. Geh nicht mit, lass mich allein!, wehrte ich in Gedanken ab, denn ich konnte nicht einmal vor mir selbst zugeben, dass ich mich über seine Begleitung gefreut hätte und dass ich neugierig gewesen wäre zu erfahren, was ihn zu dem Schritt bewogen hatte – wenn es stimmte, dass er die Entscheidung für sich getroffen und seinen Beruf, nein seine Berufung aus freien Stücken aufgegeben hatte. Ein Priester, der sich zurückgezogen hat und aller Pflichten ledig ist, wüsste viel zu berichten, hoffte ich, wir hätten Gesprächsstoff, über Gott und die Welt. Besonders über Gott hätten wir uns unterhalten können. Und vielleicht auch über das Gegenteil, denn wenn es ihn gab, dann auch das Gegensätzliche.

Vielleicht lade ich ihn ein? Ich war nahe daran. Doch dann war es mir zu riskant, denn ich fürchtete die Kritik. Was könnte er alles an mir und dem vernachlässigten Haus auszusetzen haben, dachte ich. Außerdem war ich nicht halb so gebildet wie man es von einem Gottesmann annehmen durfte, und sein Geschmack, was Möbel und Einrichtung betraf, stimmte sicher nicht mit meinem überein. Die Skrupel waren starke Stricke und hielten mich zurück. Was hätte ich ihm zu bieten? Ein erfolgloses, verkorkstes Leben. Schließlich würde ich mir alles von der Seele reden, wenn meine Schleusen endlich geöffnet wären, und ihn langweilen. So viele Menschen hatten schon ihre Sorgen und

Sünden bei ihm abgeladen – war er davor geflohen? Hatte er die Last der Welt nicht mehr mittragen wollen, nur noch die eigene? Nach einem Christophorus sah er mir nicht aus, der schwächige Mann. Aber vielleicht war er zäh.

Wie schön es wäre, sich mit einem weltoffenen Mann auszutauschen, dachte ich, mit jemandem, der mich herausforderte, über Dinge nachzudenken, die mir allein nicht in den Sinn kamen, oh, ich sehnte mich nach der Bereicherung! Meine Welt am Rande des Sauwaldes würde sich erweitern, schwärmte ich, und vielleicht könnte auch ich ihm etwas geben, was er vermisste? Aber was wusste ich schon von ihm und seinen Beweggründen. Um ehrlich zu sein, ich hätte bestimmt nicht abgelehnt, sein Haus zu betreten, er forderte mich jedoch nie dazu auf.

Ist besser so, redete ich mir ein, er würde mich durchschauen und merken, dass ich nicht die gefestigte Frau bin, als die ich gelten möchte, nicht weise, nicht abgeklärt, wie ich mir gern den Anschein gab, gelassen die selbst gewählte Einsamkeit genießend. Wir könnten uns gegenseitig Stütze sein – wie mir dieser vornehme Gedanke gefiel! Ich klammerte mich daran. Wir würden teilen, was wir an Einsichten gewonnen, einander sagen, was wir herausgefunden hatten in der Zeit des Rückzugs. Denn das verband uns, nicht wahr? Meine Vorstellungen wurden romantischer und allmählich auch respektloser, wilder, aus der Bekanntheit wurde eine Liebesgeschichte zweier einsamer Herzen, die ich mir in Fortsetzungen erzählte. Dass ich so viel über ihn nachdachte, leugnete ich vor mir selbst, und auch, dass es einen Funken zwischen uns gab, der wohl nie die Möglichkeit bekommen sollte, ein Feuer zu entfachen. Wie ich schwelgte in süßlichen Metaphern! Eine Kitschorgie, ich schämte mich für meine Phantasien. Wer weiß, wie es mit uns weitergegangen wäre, hätte ich den dummen Stolz überwunden. Hätte ich mich blamiert?

Den guten Ausgang wagte ich mir nicht auszumalen. Es konnte sein, dass ich mich irrte und ihm gleichgültig

war. Womöglich hatte er noch keine Sekunde seiner Zeit damit verschwendet, über seine Nachbarin nachzudenken. Er sah mich zwar den Pfad entlanggehen, doch war ich aus seinen Augen, vergaß er mich.

Es blieb bei dem Gedankenspiel: Auf den Waldgängen dachte ich mir aus, wie es hätte sein können, wenn der Herr Pfarrer, dessen Namen ich nicht wusste, mein Freund werden würde. Zuerst ein Freund und dann mehr. Sein Alter konnte ich nicht schätzen. Vierzig, fünfzig? Marianne zu fragen, hätte mich verdächtig gemacht. Das Häuschen stand auf dem Grund des Bauernhofes, eigentlich war es für den schweigsamen Schwager bestimmt gewesen, der aber lieber im Haupthaus wohnte. Der davongelaufene Priester habe es für fünf Jahre gepachtet, sagte Marianne, ein Stück Garten dazu.

Er sah unauffällig aus, mittelgroß, Dreitagesbart, aber er hatte schöne Augen. Ich wurde rot, wenn er mich ansah, und drehte den Kopf weg, um es zu verbergen. Diese Augen, glaubte ich, zeugten von einem wachen Intellekt, ideal bei einem Partner. Einem Diskussionspartner selbstverständlich.

Immer öfter dachte ich, ich sollte endlich mutig sein. Würde er mir die Absolution erteilen, auch wenn er nicht mehr im Beichtstuhl saß? Mir gütig eine geringe Buße auferlegen, nachdem ich meine Lebensbeichte abgelegt hatte, ohne Vorhang, ohne Gitter zwischen uns. Mit nacktem Gesicht. Oder sollte ich ihm den Packen Blätter geben, den ich verstaubt hatte?

Ich hatte die vielen Blätter mit meiner unordentlichen Handschrift eines Nachmittags tatsächlich in einen Beutel gesteckt, um sie ihm zu bringen. Beim Verlassen des Gartens hatte mein Herz geklopft, als stünde mir ein Abenteuer bevor. Doch dann hatte ich mich dagegen entschieden. Meine Klaue ist unzumutbar, war die praktische Ausrüstung, mit der ich mich umstimmte. Und meine Geheimnisse blieben geheim. Das war wohl auch besser so, denn

keiner lässt sich gern dazu verpflichten, dilettantisches Geschreibsel zu lesen. Bestimmt verstand er etwas von Literatur und würde mich fachmännisch kritisieren.

Einmal waren mir die Hände des Pfarrers aufgefallen. Wie zart die Haut und wie gepflegt die Fingernägel im Gegensatz zu den meinen waren! Ein Geistesarbeiter, hatte ich gedacht, der hat noch nie im Leben schwer geschuftet. Nun musste er sich mit dem Haushalt beschäftigen, selber für den nötigen Komfort sorgen, Hausmann sein, aber es ließ sich ja auch beim Waschen und Putzen prächtig philosophieren. Ich wollte unbedingt in ihm den Philosophen sehen und stellte ihn auf ein Podest. Er muss einer sein, dachte ich, hätte er sonst die Kirche verlassen? Schafe bleiben in der Herde, solange sie nicht selber denken, meinte ich zu wissen, ohne etwas von seiner Vergangenheit erfahren zu haben außer Mutmaßungen. Je weniger man weiß, desto mehr Phantasie wendet man auf.

Im Lagerhaus hatte ich ein Gerücht gehört und war erleichtert gewesen, weil ich danach etwas ausschließen konnte, was mich beunruhigt hatte: Er war keiner von den Männern, die ihr Amt ausgenutzt und Kindern und Jugendlichen geschadet hatten. Ich hörte, er habe sich für die Erlaubnis der kirchlichen Scheidung und der Wiederverheiratung eingesetzt und den Mut gehabt, das von der Kanzel zu predigen und gegenüber den Vorgesetzten zu vertreten. Sein Beweggrund sei eine Beziehung zu einer verheirateten Frau gewesen.

Es gibt für jede geistige Kehrtwendung einen äußeren Anlass, von allein passiert so etwas nicht, dachte ich. Er hatte also die Gelübde abgelegt und später gegen den Zölibat rebelliert, weil er in Versuchung geraten und schwach geworden war und das ganze festgefahrene System in Frage stellte. Durch seine Taten und Worte, ein jedes ein Liebesbeweis für die erwählte Frau. Dann folgten eine Vorladung beim Bischof und die Verwarnung, doch er beharrte auf seiner Meinung. Und deshalb der Abschied

vom Amt? Und zugleich auch der Abschied von der Geliebten? Sollte ich mir den Weg des Pfarrers so vorstellen? Darüber ließ sich gut spekulieren, wenn ich durch die Landschaft wanderte. Demnach wäre er nicht prinzipiell abgeneigt, dachte ich. Er weiß, was eine Frau ist! Und was er inzwischen vergessen hätte, würde ich ihm beibringen – in dieser Richtung gingen meine Phantasien: Wiederbelebung des verschütteten Talents zum Genuss. Nicht nur bei ihm, auch bei mir!

Warum verlangten wir ein tadelloses Leben, ein Streben nach Heiligkeit von den Männern, die als Priester tätig waren? Dienten sie uns als Vorbilder und sollten sich nichts zuschulden kommen lassen, damit sie Vorbilder bleiben konnten? Wenn so ein Mann ausscherte und aufbegehrte, wurde er von der Allgemeinheit verdammt und mit Verachtung bestraft. Wenn sich einer zu einem entsagenden Leben entschlossen hat, dann soll er auch gefälligst ein solches führen! Er durfte keine Nachsicht erwarten von uns niedrigen Sündern.

Er hätte sich eine Wohnung in einer Stadt nehmen sollen, um nicht aufzufallen, dachte ich, hier auf dem Land wird er zur Zielscheibe. Was ist eigentlich mit der Frau?, grübelte ich. Jetzt, wo er frei ist, hat sie nichts mehr übrig für ihn? Paradox! Oder war er plötzlich nicht mehr interessant, weil der Kitzel des Verbotenen fehlte? Ich gewöhnte mir an, abends noch einen Spaziergang zu machen, beobachtete den Weg zum Haus des Pfarrers (Steht ein Auto auf der Zufahrt?) und achtete auf das erleuchtete Fenster. Zog er den Vorhang zu, huschte dahinter eine Frau vorbei? Wie gerne wäre ich die Frau gewesen, die den Vorhang zuzog und das Licht dimmte ...

Ich schämte mich für meine Neugierde, doch immerhin machte ich mir auch Gedanken, wovon er denn lebte. Bekam er eine Pension? Aus dem Topf der Kirchenbeiträge, der, wenn die derzeitige Entwicklung anhielte, bald leer sein würde? Motorisiert war er nicht, das stand fest. Manch-

mal sah ich ihn an der Bushaltestelle warten, dann winkte ich ihm. Er winkte jedes Mal zurück.

In Hochhäusern leben so viele Menschen Tür an Tür und wissen nichts voneinander. Sie wechseln nicht einmal einen Gruß. Dieser Mann winkte mir zu. Das nahm ich als gutes Zeichen. Hast du noch immer nicht die Nase voll, schalt ich mich im nächsten Moment. Du hast keinen Mann mehr nötig und schon gar keinen abgesprungenen Priester!

Insgesamt jedoch sehnte ich mich immer mehr nach einem Menschen, mit dem ich reden konnte, auch wenn ich mich dadurch zu etwas verpflichten würde. Wie schön wäre es, wenn jemand etwas von mir verlangte und ich etwas geben könnte! Das Gedeihen der Pflanzen, mit dem sie mir ihre sprachlose Zuneigung bewiesen, genügte mir nicht mehr. Schaute ich in den Spiegel, sah ich, dass ich die Augen einer Wildkatze hatte, mein Blick verriet es: Alles in mir war Vorsicht und Abwehr. Jeder, der sich mir näherte, würde das erkennen und zurückschrecken.

Dann änderte sich alles durch das Gespräch mit einer jungen Frau, die mich eines Nachmittags überraschte wie ein Regenbogen im Winter und die meinen bitteren Ingwertee trank und lobte und auf den Stufen vor dem Eingang zu meinen Füßen saß und zu mir hochschaute, während sie die Sonnenbrille über die Stirn ins Haar schob.

Sie blieb bei mir. In der Nacht zog ein Gewitter auf und wir setzten das Gespräch fort, beide froh um die Gesellschaft der anderen, bis uns ein Signalhorn beunruhigte und vom Schlafen abhielt und ein zweites Signal noch Schlimmeres ankündigte. Viele solcher Gespräche sollten dem ersten folgen, als es so weit war, dass das Nachbarhaus nicht mehr verlassen dastand.

Nie hätte ich an eine solche Veränderung gedacht, aber sie war es, die meine Einsamkeit beendete. Ich bereute es nicht, dass ich die Tür aufgemacht hatte. Ich werde es nie bereuen, dachte ich.